

den Appeal deutlich, den diese Konzepte für die republikanische Elite Chinas und deren Entwurf einer chinesischen Gegenmoderne hatten. In diesem Sinne kann der Band auch als ein Beitrag zu den Hintergründen der neueren Diskussion um die Perspektiven der chinesischen Modernisierung und deren Selbstverständnis gelesen werden. Es ist zu wünschen, dass das Buch nicht nur von Historikern rezipiert wird, sondern auch unter den primär an China und den deutsch-chinesischen Beziehungen interessierten Lesern seinen Platz findet.

Bettina Gransow

Udo B. Barkmann: Die Beziehungen zwischen der Mongolei und der VR China (1952-1996). Versuch einer Anamnese

Hamburg: Mitteilungen des Instituts für Asienkunde, 2001, 190 S.

Die enge Nachbarschaft dreier Staaten, die von ihrer räumlichen Ausdehnung her als groß bezeichnet werden können, deren politisches Gewicht jedoch sehr ungleich ist, wird in der vorliegenden Publikation aus der ungewohnten Perspektive des schwächsten Glieds in diesem Dreiecksverhältnis untersucht. Dies ist ein reizvoller und gewiss auch notwendiger, ein überfälliger Ansatz, zieht man die strategische Bedeutung der Mongolei für Russland wie für China und darüber hinaus für den gesamten nordostasiatischen Raum in Betracht. Auch wenn im Titel ausschließlich die bilateralen Beziehungen zwischen der Mongolei und China in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts thematisiert werden, so sind sie ohne Aus- und Seitenblicke auf den Dritten, die Sowjetunion – bzw. nach 1990 Russland – natürlich nicht richtig einzuordnen. Folglich geht Barkmann in seiner Arbeit ausführlich auf die Beziehungen zwischen Moskau und Beijing — auf Staats- wie auf Parteiebene — ein.

Bei der vorliegenden Arbeit handelt es sich, wie der Autor betont, um den ersten Versuch, die mongolisch-chinesischen Beziehungen in dem genannten Zeitraum zu rekonstruieren. Dabei kommt ihm der Rückgriff auf bislang nicht zugängliche Quellen in den russischen und mongolischen Archiven zustatten. Ihre Auswertung und Dokumentation in deutscher Übersetzung – sie umfassen im Anhang 37 Seiten – macht sie für weitere Analysen zugänglich. Dies ist umso wichtiger, als einige Archive ihre Türen für die Forschung schon wieder verschlossen haben. Die Schwankungen im bilateralen Verhältnis Mongolei — China machen bereits Kapitelüberschriften wie Annäherung – Niedergang – Stagnation – Wiederannäherung – Normalisierung der Parteibeziehungen deutlich. Die ausgewerteten Archivmaterialien vermitteln den Eindruck, dass die Rolle der Mongolei, die bisher als weit gehend willenloses, ideologisch und wirtschaftlich völlig von Moskau abhängiges Objekt der sowjetisch-chinesischen Großmacht-Rivalität angesehen wurde, doch differenzierter beurteilt werden muss. Der scheinbar willkürlich gewählte Zeitraum der Untersuchung ist m.E. durchaus sinnvoll, markiert doch das Jahr 1952 den Tod des stalinistischen Diktators der Mongolei, Marschall Ch. Čojbalsan, und – wenig später – Stalins selbst; im Zuge der Entstalinisierung folgt der erste Versuch Ulan Bators, die einseitige Fixierung auf die Sowjetunion aufzugeben und sich mit dem maoistischen China, das sich immerhin zur staatlichen Anerkennung der Mongolischen

Volksrepublik durchgerungen hatte, zu arrangieren. Das Jahr 1996 wiederum steht für den überwältigenden Wahlsieg der Mongolischen Demokratischen Allianz – die diese einmalige Chance inzwischen allerdings wieder verspielt hat. Zurzeit wird die Mongolei erneut von der – wenn auch demokratisch geläuterten und frei gewählten – Revolutionären Volkspartei (MRVP) regiert. Auch der Staatspräsident N. Baga-bandi ist einer ihrer ehemaligen Führungskader; ihn rechnet man allerdings dem orthodoxen Flügel zu. Von kurzen Unterbrechungen abgesehen, bestimmt die MRVP damit seit nunmehr 80 Jahren die Geschicke des Landes.

Auch unter dem Sozialismus war, wie der Berliner Mongolist Barkmann in seinem Buch nachweist, die Mongolei – wenn auch mit wechselndem Erfolg – um eine ausgewogene Politik gegenüber beiden großen Nachbarn und um die Wahrung einer eigenständigen Position zwischen den sozialistischen Giganten bemüht – möglichst um von beiden zu profitieren, manchmal auch, um sie gegeneinander auszuspielen. Es gab Phasen, z.B. im Schlüsseljahr 1960, in denen das Land von Moskau wie von Beijing förmlich umworben und mit großzügigen Krediten bedacht wurde. 1960 war auch das Jahr, in dem in Ulan Bator erste Anzeichen für den ideologischen Bruch zwischen Chruščëv und Mao registriert wurden. Ab dem Sommer 1960 begann, wie Barkmann eindrucksvoll belegt, ein offenes Tauziehen der beiden Rivalen um die Mongolei. Dass sich die mongolische Führung in dem mit harten Bandagen ausgetragenen Streit keineswegs von Anfang an auf die sowjetische Seite schlug, sondern, ganz im Gegenteil, Chinas Ministerpräsidenten Zhou Enlai noch mit großem Pomp empfing und einen Freundschaftsvertrag mit China unterzeichnete, musste Moskau irritieren. Vor allem war den Russen die neuerliche Entsendung chinesischer Spezialisten in die Mongolei ein Dorn im Auge, da sie von diesen eine maoistische Indoktrination der Mongolen befürchteten. Interessanterweise war es damals ausgerechnet der als absolut moskauhörig geltende Parteichef J. Cedenbal, der damals mit großem Geschick die "chinesische Karte" spielte. Doch die mongolische Führung begriff angesichts der zunehmend bizarren Züge maoistischer Politik und angesichts einschlägiger historischer Erfahrungen der Mongolei mit dem asiatischen Nachbarn, dass eine einseitige Bindung an Beijing nicht erstrebenswert war. Um es in dieser prekären Situation mit keinem der beiden großen Nachbarn zu verderben, gab man sich den Anschein, als gute Internationalisten weiterhin auf die "Einheit und Geschlossenheit des sozialistischen Lagers" zu setzen.

Die Gründe für die Kehrtwendung und das Einschwenken auf die sowjetische Linie der offenen Konfrontation gegen China sind, wie aus den von Barkmann zitierten Quellen ersichtlich, reichlich mysteriös. Cedenbal erlitt ausgerechnet während des XIV. Parteitags der MRVP im Sommer 1961 einen schweren Verkehrsunfall; er wurde zur medizinischen Behandlung nach Moskau geflogen und kehrte als ein "umgedrehter" Parteichef zurück. Schon in der Zeit seiner Abwesenheit hatten sich die Beziehungen der Mongolei zu China abgekühlt. Und im Folgejahr gelang es Moskau, den 800. Geburtstag des mongolischen Reichsgründers Čingis Chaan zum Anlass zu nehmen, einen Keil in die mongolisch-chinesischen Beziehungen zu treiben und den auf Moskau-Kurs gebrachten Cedenbal zu benutzen, um sich der China- und Čingis-Chaan-Freunde innerhalb der mongolischen kommunistischen

Führung zu entledigen. Sie wurden nun als "Nationalisten", "Antisowjetisten" und "Revisionisten" gebrandmarkt und aus ihren Ämtern entfernt.

Die nolens volens von der Mongolei mitgetragene Abschottung des Kreml gegenüber Zhongnanhai in den Jahren des ideologischen Schismas und der militärischen Konfrontation bescherte den Mongolen nicht nur sowjetische Truppenpräsenz in einem Umfang, der einer Besetzung des Landes gleichkam. Von der Schließung der Grenze wurden vor allem der Handel und die nomadisierenden Viehzüchter betroffen; Letztere konnten Weidegebiete auf chinesischer Seite nicht mehr nutzen und verloren den Kontakt mit den Landsleuten in der Inneren Mongolei, in Gansu und Xinjiang. Allerdings profitierte die Mongolei in dieser Zeit von einer beträchtlichen Aufstockung sowjetischer Wirtschaftshilfe und von der Einbindung in den RGW, die vor allem zu einer engen Entwicklungszusammenarbeit mit der DDR führte. Der hohe Grad der ökonomischen Abhängigkeit sollte ihr jedoch 1990/91, beim Zusammenbruch der Sowjetunion und des RGW, zum Verhängnis werden und trug gewiss mit dazu bei, den rettenden Sprung in die Arme des Westens zu wagen.

Die Wiederannäherung an China hatte vorher schon, mit dem Sturz Cedenbals 1984, eingesetzt. Sie wurde zwar 1990 durch das Ende sozialistischer Herrschaft in der Mongolei und das Aufkommen panmongolischer Bestrebungen erneut getrübt; dass Beijing und Ulan Bator bei allem gegenseitigen Misstrauen zurzeit dennoch ein vergleichsweise harmonisches Nachbarschaftsverhältnis pflegen, hat in erster Linie wohl mit Zweckmäßigkeitserwägungen beider Seiten zu tun. Auf chinesischer Seite sind dies langfristige Überlegungen, die letztlich auf eine Wiederangliederung des mongolischen Staatsgebiets an das "Mutterland China" hinauslaufen. Auf mongolischer Seite weiß man indes, dass der Zugang zu den Weltmärkten, vor allem zum japanischen und amerikanischen Markt, ohne den Transit zu Chinas Häfen schwierig, wenn nicht unmöglich ist. Dass sie dadurch wie auch durch die Anwesenheit einer wachsenden Zahl chinesischer Geschäftsleute in der Mongolei Gefahr laufen, wieder in Abhängigkeit von China zu geraten, ist ihnen bewusst, erscheint ihnen aber vermeidbar, seit sie Europa und die USA als ihren "dritten Nachbarn" im Rücken wissen.

Hinzuweisen ist noch auf einen hierzulande wenig beachteten Aspekt der Außenbeziehungen Ulan Bators, der auf das mongolisch-chinesische Verhältnis ebenfalls einen nicht unerheblichen Einfluss hat. Den Aktivitäten Japans in der Mongolei widmet Barkmann einige längere Passagen in seinem Schlusskapitel, das die Beziehungen zwischen Ulan Bator und Beijing in den 1990er Jahren behandelt. Nicht ohne Grund ist Japan größter Geber von Entwicklungshilfe und Wortführer der westlichen Geberländer, denn mit ihrem Rohstoffreichtum spielt die Mongolei eine Schlüsselrolle im strategischen Wirtschaftskonzept Tokyos. Wenig beachtet wurde bislang auch das militärstrategische Interesse der USA an diesem Land im Herzen Asiens, das sich als doppelter Horchposten – in Richtung Russland wie auch China – förmlich anbietet und dessen menschenleere Räume ideale Gelände für geheime Militäroperationen der Amerikaner darstellen. Dass das US-Oberkommando dabei einen Teil der militärischen Zusammenarbeit mit Ulan Bator von türkischen Instruktoren erledigen lässt, deren Muttersprache mit dem Mongolischen, vor allem aber mit dem in der chinesischen Nachbarprovinz Xinjiang gesprochenen Uighuri-

schen, gewisse frühgeschichtliche Verwandtschaftsgrade aufweist, sei nur am Rande erwähnt, ist aber keineswegs ohne Belang. Hier zeichnen sich neue Dimensionen amerikanischer Asienpolitik ab, die vermuten lassen, dass auf die Mongolei noch einiges zukommen wird. Sie wird ihr ganzes diplomatisches Geschick aufbieten müssen, will sie das Spiel mit drei Bällen wenigstens annähernd so meistern, wie ihr dies bislang mit den zwei Bällen China und Russland gelungen ist. Jedenfalls ist es Barkmanns Verdienst, das komplexe Machtspiel in Nordostasien am Beispiel eines scheinbar unbedeutenden Landes wie der Mongolei aufgezeigt zu haben.

Doris Götting

Roman Malek (Hrsg.): Macau. Herkunft ist Zukunft

Heinrich Heine Verlag, 2000, XVIII + 666 S.

Gemäß der "Gemeinsamen Erklärung der Regierung der Volksrepublik China und der Regierung der Republik Portugal" hat die VR China am 20. Dezember 1999 die Souveränität über die portugiesische Kolonie Macau (auf Chinesisch Aomen, Macau ist die portugiesische Schreibweise) wiedererlangt, eine Tatsache, die die Welt weit weniger beunruhigte als die Rückkehr Hongkongs zu China am 1. Juli 1997. Der vollständige Übergang Macaus nach China soll allmählich innerhalb von fünfzig Jahren geschehen. Der vorliegende Sammelband ist der Geschichte Macaus mit Ausblick in die Zukunft gewidmet, wobei die Betonung auf Religion liegt.

Nach dem Sturz der Yuan-Dynastie (1260-1367) hatte sich China für Ausländer hermetisch verschlossen. Portugal, zu dessen Einflussbereich der Ferne Osten gehörte, versuchte immer wieder, wie auch Spanien, Handelsbeziehungen und diplomatische Beziehungen zu China aufzubauen, um so ganz Ostasien zu erschließen. Macau, am Ausgangspunkt der Bucht von Canton gelegen, wurde seit 1557 Dreh- und Angelpunkt für diese Ziele. Von Macau aus durften die portugiesischen Händler die Handelsmessen in Canton besuchen. Zusammen mit den Portugiesen kamen auch Jesuiten. 1576 wurde Macau Suffragandiözese der portugiesischen Diözese Goa mit China, Japan, den Molukken und anderen Inseln. In Macau begann Michele Ruggieri SJ (1543-1607) auf Geheiß des Jesuitenvisitors Alessandro Valignano (1539-1606) mit dem Chinesischstudium, das ihm erste freundschaftliche Kontakte mit Chinesen ermöglichte. 1582 kam Matteo Ricci (1552-1610) in Macau an, der der eigentliche Begründer der modernen Chinamission wurde; ab 1583 bekam er als erster Ausländer der Neuzeit die Aufenthaltsgenehmigung für das Chinesische Reich. Eng verbunden mit seinem Namen ist der Begriff "Akkommodationsmethode", mit der die Jesuiten Kontakte mit der sozial führenden Schicht der chinesischen Gelehrten anknüpften und erste Missionserfolge erzielen konnten. Bis 1690 blieb Macau die einzige chinesische Diözese, erst dann wurden die Bistümer Peking (Beijing) und Nanking (Nanjing) installiert. Insgesamt sind in ganz Asien 600 Diözesen in ganz Asien aus Macau hervorgegangen.

Das portugiesische Macau blieb noch im ganzen 18. Jahrhundert das einzige offizielle Zugangstor für die Missionare in die jesuitische Vize-Provinz China. Im Übrigen machte nun Canton Macau immer mehr den Rang streitig, vor allem, seitdem